

Monatsspruch Februar

Es ist das Wort ganz nah bei dir, in deinem Munde
und in deinem Herzen, dass du es tust.

5. Mose 30,14

Ist das Wort, gemeint ist das Wort Gottes, uns wirklich so nah? Haben wir es im Herzen, führen wir es im Mund, liegt es uns auf der Zunge? Es ist jedenfalls nicht von Natur aus so, dass es da ist; dass wir nur auf die Stimme unseres Herzens zu lauschen brauchen und schon damit auf Gottes Wort hören; dass wir nur auszusprechen brauchen, was uns auf der Zunge liegt, und schon dadurch Gottes Wort weitersagen. Es ist leider auch nicht so, dass die Stimme des Gewissens so etwas wie die Stimme Gottes in uns ist, auf die wir nur zu hören brauchen, um geradezu instinktiv zu wissen, was wir zu tun haben – das Gewissen gehört ja nicht einfach zur naturwüchsigen Grundausstattung jedes Menschen, sondern wird von verschiedenen Instanzen geformt und geprägt, die jedenfalls nicht alle von Gott und seinem Wort inspiriert sind. Es ist nicht so, dass wir ohne die Bibel auskämen, weil wir irgendwie von Natur aus wüssten, was Gottes Wort und Wille ist. Wie kommt Mose dann zu dieser Behauptung?

Das fünfte Buch Mose ist als eine einzige lange Abschiedsrede des Mose vor seinem Tod inszeniert, eine Art Vermächtnis. In den vierzig Jahren der Wüstenwanderung ist eine neue Generation herangewachsen, die die Befreiung am Schilfmeer, die Offenbarung am Sinai nicht erlebt hat. Doch sie wird so angeredet, als wäre das ihr geschehen: euch hat der HERR befreit; ihr habt seine Stimme gehört. Die neue und damit jede weitere Generation Israels soll diese Geschichte so zu Herzen nehmen – „nimm doch zu Herzen“ gehört zu den Refrains dieser Rede –, sich so mit ihr identifizieren, als wäre sie die eigene: sie soll sie sich zu eigen machen. Und in diesem Zusammenhang heißt es: Dieses Gebot, das ich dir heute gebiete, ist dir nicht zu wundersam, ist nicht fern; es ist nicht im Himmel, dass du sagen müsstest: wer steigt für uns zum Himmel und holt es uns, dass wir es hören und tun? Es ist nicht jenseits des Meeres, dass du sagen müsstest: wer fährt uns über das Meer und holt es uns, dass wir es hören und tun? Nein, es ist ganz nah – rede dir nicht ein, es sei fremd und fern, um dich ihm zu entziehen.

Im Neuen Testament wird bezeugt, dieses Wort Gottes sei in Jesus Christus selbst ein Mensch von Fleisch und Blut geworden, es sei damit nicht nur Israel, sondern allen Menschen ganz nah gekommen, allen Menschen zum Mitmenschen geworden – ob sie davon wissen, ob sie das glauben oder nicht. Doch entgegen der Beteuerung unseres Monatsspruchs erleben wir doch oft, dass uns die Mose- wie die Jesus-Worte fremd und fern vorkommen, manchmal auch weit hergeholt. Sie stammen ja auch aus einer fremden, einer antiken und überdies orientalischen Welt. Von den biblischen Zeugen trennt uns der garstige Graben der Geschichte. Doch die Bibel ist nicht als solche Wort Gottes – sie wird Heilige Schrift dadurch, dass Gott sie dazu nutzt, in, mit und unter ihren Menschenworten seine Stimme hören zu lassen. Jedes ihrer Worte, auch ihre menschliche Auslegung, kann zum Wort Gottes werden, das uns ganz nah kommt, uns trifft.

Beiden, Mose und Jesus, geht es um unser Tun – die Wahrheit, sagt Jesus, das ist nicht so etwas wie die Übereinstimmung von Aussagen mit der Wirklichkeit, die Wahrheit ist etwas, was man tun kann und soll (Johannes 3,21). Es kann sein, dass wir darum so darauf bestehen, Gottes Wort, auch in seiner Jesus-Verkörperung, sei uns fremd und fern, weil wir uns davor drücken wollen, es zu tun. Gewiss, wir sehnen uns nach so etwas wie Nähe Gottes, leiden darunter, dass wir so wenig von ihm spüren und erfahren. Vielleicht würden wir mehr von ihm mitbekommen, wenn wir wenigstens hier und da, ab und an tun, was er sagt; wenn wir weniger

stolz darauf bestehen würden, uns von niemandem, auch nicht vom Wort Gottes, was sagen zu lassen, ohne Leitung eines anderen, ohne seine Weisung uns unseres Verstandes zu bedienen? *Matthias Claudius* sagt es so: „Wir stolzen Menschenkinder sind eitel arme Sünder und wissen gar nicht viel. Wir spinnen Luftgespinste und treiben viele Künste und kommen weiter von dem Ziel.“

Auch *Karl Barth* hält unser Bestehen auf Autonomie, auf stolze Selbständigkeit nicht für aufgeklärt, sondern für dumm und Dummheit für eine Grundform der Sünde: „Darin besteht und äußert sich des Menschen Dummheit, dass er in der Meinung, ohne Erkenntnis Gottes, ohne Gehör und Gehorsam seinem Wort gegenüber und also in solcher Unabhängigkeit und Souveränität, wesentlich zu sein und das Wesentliche zu treffen, gerade nie wesentlich ist, nie das Wesentliche trifft: Immer kommt er zu früh oder zu spät. Immer schläft er, wo er wachen sollte, und immer regt er sich auf, wo er ruhig schlafen dürfte. Immer schweigt er, wo er reden sollte, und immer führt er das Wort, wo Schweigen das allein gute Teil wäre. Immer lacht er, wo er weinen sollte, und immer weint er, wo er getrost lachen dürfte. Er will immer eine Ausnahme machen, wo die Regel gelten müsste, und immer unterwirft er sich einem Gesetz, wo er die Freiheit zu wählen hätte. Er werfelt immer, wo nur Beten, und betet immer, wo nur Arbeiten helfen würde. Immer betrachtet er historisch und psychologisch, wo es um Entscheidungen ginge, und will immer rasch entscheiden, wo nun wirklich zunächst historisches und psychologisches Betrachten am Platze wäre. Immer streitet er, wo es nicht nötig, sondern schädlich ist, und immer redet er von Liebe und Frieden, wo einmal in aller Ruhe dreinzuschlagen wäre. Er führt immer den Glauben und das Evangelium im Munde, wo es gelten würde, ein Stück gesunden Menschenverstandes zur Sprache zu bringen, und immer vernünftelt er, wo man sich und Andere getrost in die Hände Gottes befehlen dürfte und sollte. Man lese Prediger 3 die große Aufzählung, wie alles seine Zeit hat, alles zu seiner Zeit getan werden will: dem entsprechend, dass Gott „alles fein zu seiner Zeit tut.“ Die Dummheit ist genial darin, alles zur Unzeit zu meinen, alles den unrichtigen Leuten zu sagen, alles in verkehrter Richtung zu tun, keine Möglichkeit, misszuverstehen und missverständlich zu sein, vorübergehen zu lassen, das Einfache, das Notwendige, das eben jetzt Geforderte regelmäßig zu unterlassen, um dafür mit sicherem Instinkt das Komplizierte, das Überflüssige, das eben jetzt nur Störende und Aufhaltende zu wählen, zu wollen und zu tun.“

Matthias Loerbroks, Pfarrer